Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 3. Juni 1877.

Eine Reise um das Mittelmeer.

IV. Nubien.

(Fortsetzung.)

2. An den weißen Nil.

Also auf in das Negerland, wo die Dinka und die Bongo und die Niam-niam und noch so viele andere armen Heiden wohnen, an deren Bekehrung die katholischen Missionäre mit unaussprechlichen Mühen arbeiten. Die Reise in das Vaterland Mahbuba's ist freilich weit, sehr weit, fast so weit als von St. Petersburg in gerader Linie nach Rom, aber wir machen sie in einer schönen Nilbarke mit riesigem Segel, oder noch schneller in einem Dampfschiff, das wir in Kairo besteigen, und das uns bald bis zu den Katarakten des Nils hintragen wird. Von dort aus müssen wir dann sehen, wie wir weiter kommen. Also auf mit Gott!

Kaum haben wir Kairo im Rücken, so eröffnet sich zu beiden Seiten des geheimnißvollen Stromes ein herrlicher Anblick in die fruchtbaren Ebenen von Wostani, dem Land der Mitte. Bis zu den fernen duftverlorenen Bergen, die sich aus der Wüste wie hungrige Gäste in die grünen Saatfelder hineindrängen, ist zur schönen Jahreszeit das ganze Land wie ein wogendes Meer von Ähren und Blüthen, von zahlreichen Kanälen durchzogen. Der größte ist der Josephskanal und erinnert durch seinen Namen an die Erzählungen von der Knechtschaft der Kinder Israels in diesem Lande, ihren Frohnarbeiten und den Wundern ihrer Befreiung. Bald kommen wir nach Theben in Oberägypten. Dort liegen seit Jahrhunderten die Trümmer der hundertthorigen Pharaonenstadt mit ihren zerbrochenen Säulen, Sphinxen und Königsgräbern. Alle Reisenden steigen aus, um die Ruinen und sandbedeckten Überreste vergangener Pracht anzustaunen, aber nur wenige denken an die heilsame Lehre, welche die Trümmerhaufen den neugierigen Besuchern predigen. „O Eitelkeit der Eitelkeiten, und Alles ist eitel außer Gott lieben und ihm allein dienen", so steht es hier mitten in der Wüste, nicht mit schwachen Buchstaben, sondern mit riesigen Tempelresten, zerstörten Palästen und zerbrochenen Königsgräbern geschrieben. Gottes Werke allein dauern, so lange sein allmächtiger Wille es wünscht. Das zeigt sich in den herrlichen Dumpalmen, welche mit ihren mächtigen, ewig grünen Wipfeln die Ruinen beschatten, und die Gott so zu sagen absichtlich mitten in die allgemeine Zerstörung hineingesetzt hat.

Die Dumpalme gehört zu den wenigen Gattungen der Palmen, deren Stamm sich verzweigt. Während z. B. der Dattelbaum in einem einzigen schlanken, von oben bis unten fast gleichdicken Schaft zu einer Höhe von fast 30 m. stolz emporsteigt, theilt sich der Stamm der Dumpalme gleich unsern europäischen Bäumen in verschiedene Äste und Zweige, von denen jeder gleichsam eine neue Zwergpalme mit fächerförmig ausgebreiteten Blättern, Blüthenkolben und Fruchttrauben bildet. Auch verliert die Dumpalme nicht wie die andern Palmarten ihre Blätter mit dem Stiele, sondern es fällt nur der äußerste Fächer ab, die zurückbleibenden Stengel aber umgeben nach und nach den Hauptstamm und die Äste mit großen harten Stacheln, die jedes Emporklettern unmöglich machen. Frucht und Blüthe der Dumpalme werden als Nahrungsmittel verwendet. Um die kernige Frucht setzt sich eine dicke mehlige Rinde an, die ganz wie Pfeffernuß aussieht und auch so schmeckt. Aus ihr bereitet man ein würzhaftes und kühlendes Getränk. Die faserigen Blätter des Baumes endlich werden zu dem sogenannten afrikanischen Pferdehaar verarbeitet und zu groben Teppichen, Segeltuch und ähnlichen Geweben benutzt. Wie oft haben wir vielleicht dergleichen Stoffe schon gesehen, ohne daran zu denken, daß ihre Fäden einst als stolze Blätterfahne über dem einsamen Wüstensande oder den noch ödern Trümmern einer ägyptischen Pharaonenstadt geweht haben! Die Dumpalme gedeiht auch wohl noch südlicher als Oberägypten, findet sich jedoch am zahlreichsten in der Umgegend des alten Theben. Von ferne schon grüßt der Reisende ihren schattigen Wipfel in der sonnverglühten Wüste, an ihrem Fuße gibt der herumschweifende Beduine seinem Genossen das Stelldichein wie in einer bekannten Herberge, und nicht selten wird die Krone des Baumes in der pfadlosen Ebene ein ferne sichtbarer Wegweiser des Wanderers.

Da wir schon ein anderes Mal (1876, S. 18) von den Ruinen Thebens gesprochen haben, können wir gleich unsere Nilreise wieder fortsetzen. Etwas südlich von Theben engt sich das Flußthal immer mehr, die Felsen ragen zu beiden Seiten bis zu dem Ufer vor und fallen senkrecht herab, kahl und grau, nicht wie die rebengrünen Hügel am schönen Rheine oder die waldigen Berge des Donauufers, sondern steil und öde, wie eine endlose riesige Mauer. Und wer die Mauer erstiegen, schaut unabsehbar ausgedehnt die traurige, schaurige Wüste. Aber bald erschallt auf unserem Schiffe der Ruf: „Schellal von Assuan!" d. h. der Katarakt von Assuan. Ein Katarakt ist kein einfacher Wasserfall, sondern ein verworrenes Durcheinander von Stromschnellen, die zwischen enge an einander gerückten, schroffen Felswänden schäumend und tosend daherstürzen, sich Bahn brechend durch regellos emporsteigende Klippen und Felshäupter, und so durch ihren steilen Fall, ihre starke Strömung und unsichere Tiefe der Schifffahrt die größten Hindernisse bereiten. Große Schiffe können hier gar nicht mehr weiter, kleinere wagen oft noch die endlos mühselige und langsame Fahrt. Mehr als hundert Eingeborene müssen oft zusammengesucht werden, um das Schiffstau zu ziehen, während andere handfeste Arbeiter durch das Flußbett waten, um das Steingeröll am Boden auf die Seite zu schaffen, und mitunter auch die ganze Last auf ihren Armen über schwierige Stellen zu heben. Dabei ist es bisweilen ganz lustig anzusehen, wie ungeschickt die Schaar der gedungenen Zieher sich bei dem Geschäfte anstellt. Auf Kommando zu arbeiten, verstehen sie fast gar nicht, den Befehl über-



Dumpalme.

schreien sie mit ihrem ewigen Lärm, lassen oft nach, wenn gezogen, und ziehen, wenn nachgelassen werden sollte. Zuweilen entsteht auch zwischen mehreren ein Streit, dann vergessen sie Alles, lassen Schiff und Tau fahren, um erst mit unsäglichem Geschrei ihre Händel auszumachen. So gelangt man endlich über den ersten Katarakt, aber bald zeigt sich ein zweiter, ein dritter u. s. w., das Wasser nimmt immer mehr ab und die Schwierigkeiten der Fahrt zu. Darum verlassen auch die meisten Reisenden das Schiff in Corosko und ziehen es vor, die Reise durch die Wüste fortzusetzen. Es ist freilich eine trübe Wanderung; überall nichts als kahler Stein, vom Sandstaub bis zum fernen Kranz der Gebirge, die den Horizont umsäumen, nirgends ein nährendes Pflänzchen, ein schattiger Baum, eine labende Quelle; dazu die brennende Sonne und der glühende Sand, der vom Winde emporgewirbelt dem Wanderer das Gesicht versengt; endlich nicht die geringsten Anzeichen von Leben auf wochenlangen Märschen, es seien denn die Gerippe der Kameele, die auf dem Wege verelendet sind und deren die Missionäre an einem einzigen Tage 227 gezählt haben. Endlich grüßt wieder in der Ferne das lebensfrischere Ufer des Nils, wir besteigen eine Barke und nach einer kurzen Fahrt langen wir in Chartum an.

Diese große Stadt liegt am Zusammenfluß des blauen und weißen Nils und war bis vor kurzer Zeit die bedeutendste Handelsstation des ägyptischen Nubiens. Darum war sie auch gleich von Anfang an zum Mittelpunkt der Negermission für das Innere Afrika's ausersehen worden, und der Marienverein in Wien gründete schon im Jahre 1846 ein katholisches Missionshaus daselbst. Es waren meistens deutsche Priester, besonders Tiroler, welche anfangs die schwierige Arbeit der Negerbekehrung übernahmen. Von Chartum aus zogen sie an den Ufern des weißen Nils tiefer in das Land hinein durch Kordofan bis zu den Schiluknegern und den Dinka, wo sie die berühmte Mission von Heiligenkreuz gründeten. Dorthin wollen auch wir heute gehen und etwas von der Art der Neger erzählen.



Nilkatarakte.

Die Dinka bilden einen der weitausgebreitetsten Negerstämme in jenen Gegenden, und was von ihnen gesagt, gilt auch in vielen Punkten von ihren Nachbarn am weißen Fluß. So wunderschön ihr Land ist, so wenig schön sind sie selbst. Sie gehören zu den allerschwärzesten Negern von ganz Afrika, sind ziemlich groß und stark, aber unaussprechlich häßlich in ihren Gesichtszügen. Das hindert den Neger jedoch keineswegs, ein großes Stück auf sich zu halten, und von Jedem, der ihm begegnet, ein Compliment und Höflichkeiten zu verlangen. Er glaubt auch wunders wie schön er sei. Wenn er sein kurzes krolliges Haar mit Kuhwasser parfümirt und mit Mistasche gepudert, sein Gesicht mit rothem Öl gesalbt und tätowirt, die Glieder mit zahlreichen Ringen geschmückt, eine Feder auf dem Kopf und einen Löwen- oder Leopardenschweif hinter dem Rücken schleppend umgebunden hat, so stolzirt er wie der feinste europäische Stutzer einher, und kann sich gar nicht denken, daß es auf der ganzen Welt stattlichere Menschen gebe. Er fühlt sich daher zum Herrschen geboren und befiehlt gerne. Das zeigt sich schon bei den kleinen Buben; ist einer nur um einen Zoll größer als die andern, so müssen diese ihm streng gehorchen. Gebraucht ein Mann, auch wenn er fremd ist im Dorf, entweder Wasser oder Feuer, so ruft er den ersten besten Jungen und verlangt von ihm jeglichen Dienst; sollte dieser sich aber weigern, so würden ein paar Ohrfeigen ihm bald flinke Beine geben.

Die Dinka glauben freilich an einen Gott, der Alles erschaffen hat, aber sie kümmern sich um ihn nicht im Mindesten, weil sie meinen, er habe keine Gewalt gegen das Böse in der Welt. Das Böse kommt vom Teufel, und wo immer ein Unglück geschieht, ist der böse Feind allein Schuld daran. Darum hat auch der Neger eine große Ehrfurcht vor dem Teufel, und sucht ihn auf alle Weise gut zu stimmen. Während der gute Gott nie ein Gebet oder Opfer vom Dinka empfängt, erfreut sich der böse Geist allerlei Arten von Verehrung. Besonders wird er unter der Gestalt der großen Schlange Python angebetet. Kommt eine solche Riesenschlange in's Lager, so wird

ihr gleich ein Ochse geschlachtet und als Opfer vorgesetzt. An die Unsterblichkeit der Seele glauben die Dinka nicht, sie halten es in diesem Punkt mit den Ungläubigen in Europa, und sagen: Mit dem Tode ist Alles aus! Sie haben ein Liedchen, worin sie das häufig genug singen:

„Am Tage, da Gott alle Dinge schuf,
Schuf er die Sonne:
Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er den Mond:
Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er die Sterne:
Und die Sterne gehn auf und unter und kehren wieder;
Schuf er den Menschen:
Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und kehrt niemals wieder."

Dieser traurige Unglaube hängt mit einem andern Irrthum zusammen; die Dinka glauben nämlich nicht an den Himmel, und meinen deßhalb, es wäre besser, nach dem Tode gar nicht mehr zu leben. Will man den armen Leuten vom ewigen Leben sprechen, so werden sie gar traurig darüber, erschrecken und wollen nichts davon hören. Sie meinen, es wäre doch mehr als genug, einmal ein ganzes Leben lang gearbeitet, gehungert und alles Elend getragen zu haben, und ein zweites Mal könnten sie es nicht mehr aushalten. Daß es im andern Leben für die Guten eine ewige Glückseligkeit gebe, will ihnen nur schwer in den Kopf. Sie haben nämlich eine alte Überlieferung, welche Folgendes erzählt: Gott hatte von Anfang an alle Menschen gut erschaffen und sie zu sich in den Himmel genommen, aber einige wurden böse und störten den Himmelsfrieden, und Gott wollte Ruhe haben vor ihnen. Da ließ er einen langen Strick auf die Erde nieder, und schickte die bösen Menschen an ihm auf die Erde, damit sie brav würden und Buße thäten. Hatten sich dann Einige wirklich gebessert, so erlaubte ihnen Gott wieder, an dem Strick in den Himmel hinauf zu klettern. Droben aber waren Alle fröhlich, sie arbeiteten nicht und erlustigten sich an Tanz und Bier den ganzen Tag. Da kam einmal ein blaues Vögelein durch die Luft geflogen und sah den goldenen Strick vom Himmel hangen. Gleich fing es an, mit seinem Schnabel daran zu picken, und pickte so lange, bis der Strick zerbrach und auf die Erde niederfiel. Nun kann kein Mensch mehr hinauf, Alle müssen auf Erden sterben und der Himmel bleibt verschlossen.

So hat der Aberglaube und die Barbarei der Neger die schöne und wahre Geschichte vom Paradies und dem Sündenfalle entstellt, die ihnen von ihren Stammeltern überkommen ist.

Sobald Jemand krank geworden ist, wird der Zauberpriester gerufen. Dieser erscheint mit einem irdenen Krug, spuckt den Kranken ringsum an, räumt den Sand und die Asche von der Stelle und beginnt dann nach allen Seiten mit den Händen um sich zu schlagen, gleichsam als scheuche er die bösen Geister. Darauf nimmt er ein Stück Holz, steckt es in seinen Krug, gießt Wasser hinein und hält mit dem Teufel Zwiesprach. Nachdem er zu diesem Zweck etwas in den Krug hineingemurmelt und aus dem dumpfen Widerhall die Antwort Satans vernommen, naht er sich wiederum dem Kranken, betastet ihn von allen Seiten, und ohne daß die Umstehenden merken können wie und woher, zeigt der Zauberer plötzlich ein Stück Holz oder einen Stein vor, die er aus dem kranken Theil herausgezaubert haben will, und die nach seiner Behauptung die einzige Ursache der Schmerzen gewesen waren. Darum erklärt er den Kranken auch für geheilt, besprengt ihn und die Umstehenden mit dem Wasser des Kruges und geht reich beschenkt von dannen. Der Kranke glaubt ganz fest an seine Heilung, und wenn er nichtsdestoweniger noch nicht gesund ist, so ist das seine eigene Schuld!

Einmal litt ein alter Mann während der schlechten Jahreszeit gar stark an rheumatischen Schmerzen im Rücken. Der Kogur (Zauberer) wurde gerufen und gab dem Kranken als Heilmittel eine aus Holz geschnitzte Rippe, die er beständig bei sich tragen müsse, bis die Schmerzen nachgelassen hätten. So sah man nun den alten Mann mit seiner Holzrippe den ganzen Tag umhergehen, und selbst beim Essen und Schlafen wagte er es nicht, das Zaubermittel aus der Hand zu legen. Nach und nach wurde das Wetter besser, und auch die Gichtschmerzen ließen nach. Da war große Freude im Hause, der Zauberer kam, um seine Wunderrippe zurückzuholen, und wurde noch einmal reichlich beschenkt. Als nun nach einiger Zeit ein Enkel des alten Mannes vom Fieber befallen wurde und der kranke Knabe zu den Missionären wollte, weil er getauft war, gestattete dieß sein Großvater nicht, sondern ließ den wunderthätigen Kogur kommen. Dieser ordnete an, daß man in der Nähe der Hütte einen abgenutzten Mühlstein an einem Strick aufhänge, um den Teufel zu verscheuchen. Ob nun dieß Mittel nicht stark genug war, den bösen Geist ferne zu halten, oder ob Gott den kleinen Leda trotz des Mühlsteins zu sich in's Paradies holen wollte — kurz der kranke Knabe starb schon nach zwei Tagen, aber an der Macht des Kogur wurde darum nicht gezweifelt.

Ist ein Kranker dem Tode nahe, so hilft nach der Ansicht der Neger nichts mehr als ein Opfer für den Teufel. Der Zauberarzt nimmt einen Ochsen, den die Leute des Kranken schlachten, und mit dessen warmem Mageninhalt der Kogur den Kranken bestreicht. Das ist das letzte Mittel. Den schönsten Theil des Fleisches nimmt der Doktor, das Übrige essen die Mitglieder der Familie und der Teufel hat nichts als den Geruch. Hilft aber Alles nicht und stirbt der Kranke, so wird ihm das Haupt kahl geschoren; man macht vor seiner Hütte ein Grab, krümmt dem Todten den Kopf zwischen die Kniee und wirft dann wieder Erde über ihn. Der Todtengräber legt sich dabei Erde in das Ohr, damit er das Geheul der Verstorbenen nicht höre. Alle Angehörigen scheeren sich zum Zeichen der Trauer das Haar, legen sich einen Strick um Hals und Hüfte und fasten bei dem Tode eines Mannes drei, bei dem eines Weibes vier Tage. Ist diese Trauerzeit vorüber, so machen sie auf dem Grabe ein Feuer und der Kogur erscheint wieder mit einem Opfer. Dießmal ist es ein Schaf, das zuerst um das Grab geführt und darauf von den Angehörigen in die Mitte genommen wird. Dann werfen sie es nieder, setzen sich alle darauf und bleiben so lange sitzen, bis das arme Thier erwürgt ist. Unterdessen treibt der Zauberer seinen Hokuspokus und besprengt das Grab und die Verwandten eifrig mit Wasser. Endlich wird das Schaf gebraten und verzehrt, aber nicht auf das Wohl des Verstorbenen, sondern bloß um den bösen Geist zu versöhnen, damit er die Familie nicht noch einmal durch einen Todesfall heimsuche.

(Fortsetzung folgt.)